

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 30 (2017)

Heft: 8

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

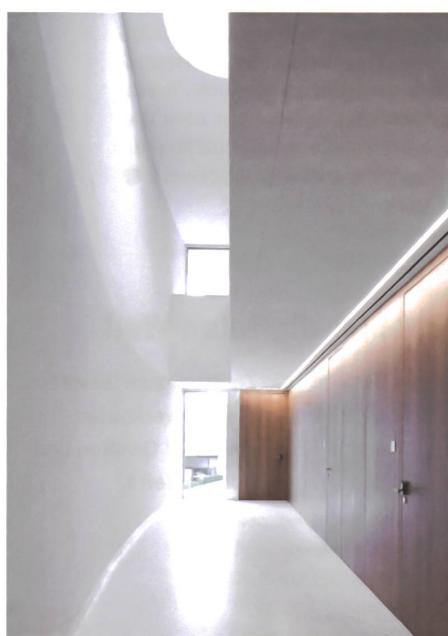
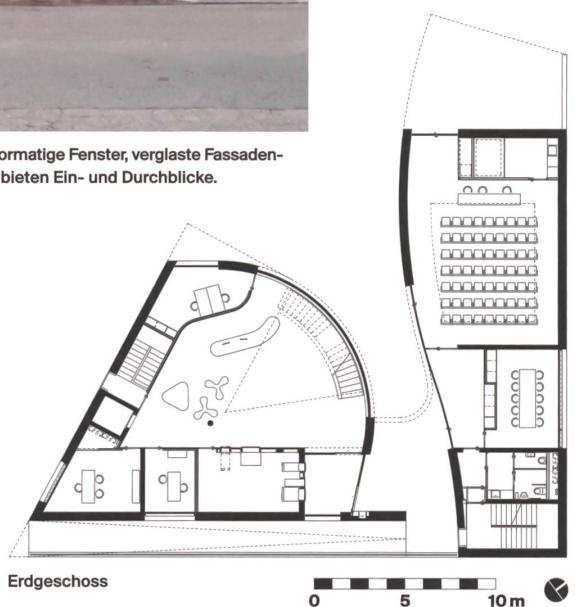
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Raiffeisenbank von Stabio: Grossformatige Fenster, verglaste Fassadenpartien und Gebäudeeinschnitte bieten Ein- und Durchblicke.



Büros und Beratungsräume hinter Eichenholzwänden.



Der Empfangsraum ist ein drei Geschosse hohes Atrium mit gerundetem Fenster.

Bank mit Piazza

Von seinem Arbeitszimmer blickt der Bankdirektor auf ein Patchwork von Strassen und Parkplätzen, wie es am Rand von Tessiner Dörfern oft zu finden ist. Dahinter liegt die schmale Einfahrt in den Dorfkern von Stabio. Doch wenn es nach den Architekten ginge, erstreckte sich dereinst zwischen altem Nucleo und neuer Raiffeisenbank eine Piazza, auf der sich die Dorfbevölkerung – auch ohne Auto – trifft und Kinder spielen. Mit ihrem Bau haben Montemurro Aguilar Architetti dafür die nötigen Weichen gestellt, der Ball liegt aber bei der Gemeinde.

Zwei geschwungene Betonflügel öffnen sich einladend zu dieser Piazza. Grossformatige Fenster, verglaste Fassadenpartien und Gebäudeeinschnitte bieten Ein- und Durchblicke, und mitten durchs Haus führt ein neuer Fussweg zum Bahnhof jenseits der Kantonsstrasse. Zur Strasse zeigt sich der Bau strenger: Bandfenster, filigran auskragende Vordächer und eine leicht schräg verlaufende Passerelle samt Geländer betonen die Länge des Körpers. Mit der unregelmässigen Gebäudeform reagieren die Architekten auf die widersprüchliche Lage zwischen Industriegebiet und historischem Dorfkern. Mit Vorplatz, Durchgang und Atrium reflektieren sie lokale Typologien. Und mit ihrer Idee der Piazza greifen sie auf, was die Tendenza-Architekten einst anstrebten: Identität stiftend und Bauwerk mit Stadt zusammendenken.

Der Empfangsraum ist ein lichtes, drei Geschosse hohes Atrium mit gerundeter Glasfassade: die Raiffeisenbank als transparente Dienstleisterin. Eine geschwungene Treppe führt zu den Beratungsräumen im ersten Obergeschoss. Der Terrazzoboden und die glatten, weiss verputzten Wände fassen Wandteile aus Eichenholz, in denen die Türen sitzen. Geschwungen und unregelmässig sind auch die Gänge im Haus, denn die Räume sollen trotz der einheitlichen Gestaltung stets aufs Neue überraschen.

Die Verbindungstüre zum Ostflügel ist die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Bankgeheimnis. Dahinter befinden sich die Büros der Mitarbeiter und des Direktors auf zwei Geschossen, die dank Galerie und Oberlicht zu einem hellen Innenhof werden. Nicht erst hier erinnern Lichtspiel und Formen an Álvaro Sizas Werk, aus dessen Schule Cristiano Aguiar stammt.

Den Konferenzsaal im Erdgeschoss dieses Flügels können auch die Dorfbewohner mieten. Ihnen ist zu wünschen, dass die Gemeinde aus dem Strassenpatchwork bald eine Piazza macht. Marion Elmer, Fotos: Simone Bossi

Raiffeisenbank Campagnadorna, 2016

Via Boff 2, Stabio TI
Bauherrschaft: Raiffeisen Bank Campagnadorna, Stabio
Architektur: Montemurro Aguilar Architetti, Mendrisio
Auftragsart: offener Wettbewerb, 2012
Bauleitung: Alessandro Zara, Chiasso
Bauingenieur: Brenni Engineering, Mendrisio
Gesamtkosten (BKP 1–9): Fr. 9,1 Mio.

Pin-ups, Blumen und Zirkusartisten

Auf das Pin-up sei sie in den USA gekommen, sagt Fiona Knecht und schiebt ein «selbstverständlich!» nach. Die fantasievoll posierenden, halbnackten Damen mit den roten Lippen haben es ihr angetan. Ebenso wie Zirkusartisten, exotische Tiere und Blumen, die sie auf Seidentücher in zwei Größen und auf Pochettes zaubert. Auf dem Arbeitstisch in ihrem Atelierladen im Zürcher Kreis 4 stapeln sich die gemalten Vorlagen, die sie einscannt und stets neu kombiniert.

Fehlt die richtige Pose, verkleidet sie sich auch einmal selbst und stellt sich vor die Kamera. Wer genau hinschaut, erkennt sie in der einen oder anderen Figur. Tatsächlich war der Industrial Designerin erst nicht klar, was sie mit ihrer Faszination an der Bildwelt der amerikanischen Forties und Fifties anfangen sollte. Sie tätowierte Möbel mit den Pin-ups, lancierte über Crowdfunding erfolgreich ein Poker-Set und entwarf für eine Freundin ein Seidenfoulard. Dieses löste in den sozialen Netzwerken eine derartige Nachfrage aus, dass sie dabei blieb.

Inzwischen hat sie die dritte Serie lanciert, die sie in limitierter Auflage herausgibt. Die meisten Ornamente sind klassisch punktsymmetrisch aufgebaut. Zuweilen verschwindet gar das Pin-up: Inspiriert von einem Nachbarskind kombiniert sie Puppen, Kakadus, Pokemons und Eis am Stiel, drei Tücher widmet sie dem Zauberer Christian Link und seiner «Wunderkammer». Im Vergleich zu den ersten Foulards verwebt sie die Elemente nun zu dichteren Ornamenten, und sie achtet darauf, dass die Tücher variabel getragen werden können: mit mehr oder weniger sichtbaren Pin-ups. Als tragbares Conversation Piece, das jedes Kleid aufmöbelt, dienen die Tücher auch so.

Produzenten, die die Foulards digital bedrucken, fand Fiona Knecht zuerst in Como, heute lässt sie sie in Mitiödi herstellen. Der in Italien verwendete, aus China importierte Seidentwill ist im Griff etwas steifer als die Qualität, die sie in Mitiödi erhält und ihr besser gefällt. Werkstätten für die Konfektion zu finden, war eine Herausforderung. Kaum jemand rolliert die Tücher in der Schweiz noch von Hand. Zudem sind die freizügigen Sujets nicht ganz ohne: Immer wieder gebe es Diskussionen, da sich einige Närerinnen weigerten, sie zu verarbeiten. Doch bis jetzt konnte Fiona Knecht ihre Geschäftspartnerinnen davon überzeugen, dass sie mit ihren Foulards einer veritablen Kunstform einen neuen Verwendungszweck erschliesst. Meret Ernst

Seidentücher

Design: Fiona Knecht, Zürich
Material: Seidentwill, Digitaldruck
Masse: Foulards 70 × 70 und 120 × 120 cm (handrolliert),
Pochette 32 × 32 cm (maschinenrolliert)
Produktion: Mitiödi Textildruck, Mitiödi
Vertrieb: Atelier Fiona K., Zürich; www.etsy.com



Üppige Bildwelten auf Foulards: «Birds of Paradise» von Fiona Knecht.



«Peacock»



«Wunderkammer»



«Space Aquarium»



«Quetzal»



Geschichtstafeln und Protestbewegung der Achtzigerjahre:
Stationen auf dem Weg zu gemeinschaftlichen Wohnformen in der Ausstellung *«Together!»*.



Den Katalog hat das Büro Something Fantastic aus Berlin gestaltet.



Buntes Stadtleben: Ein Modell im Vitra Design Museum blendet private Bereiche aus.



Ein Ausschnitt einer Clusterwohnung, inklusive Ikea-Möbel und *«Star Wars»*-Plakat.

Gesellschaft bauen

Von der Kalkbreite in Zürich bis zum Obdachlosenheim in Los Angeles: Das Vitra Design Museum erzählt, wie neue gemeinschaftliche Wohnformen die Architektur beleben. *«Together!»* heißt die Ausstellung, die schon mit dem Ausrufezeichen im Titel klarmacht: Der Weg dahin musste hart erkämpft werden. Zu Beginn stehen die Besucher mitten im Geschehen, während um sie herum die Protestbewegung der Achtziger Jahre tobt. Zwischen den Demonstranten verorten Geschichtstafeln die Ursprünge der geteilten Architektur: von den Familistères über die Gartenstädte bis zur Unité d'habitation.

Zu den Kuratoren gehört Andreas Ruby, der Direktor des Schweizerischen Architekturmuseums. Ruby holte seine Partnerin, die Kuratorin Ilka Ruby, und die beiden Architekten Daniel Niggli und Mathias Müller vom Büro EM2N in Zürich mit ins Boot. Entsprechend räumlich funktioniert die Schau, die für die breite Masse konzipiert und darum überraschend anschaulich und plakativ geraten ist. Im Katalog, der vor allem ein Bilderbuch ist, kippt diese Haltung allerdings. Der Modefotograf Daniel Burchard hat den Wohnalltag abgelichtet, dabei aber Mensch und Raum fast vergessen. Lesenswert ist hingegen der persönliche Essay von Andreas Hofer, der auf das dreißigjährige Ringen ums Wohnen in Zürich zurückblickt.

Im zweiten Raum schieben die Kuratoren zwanzig exemplarische Wohnbauten zu einem Stadtmodell zusammen, das die Gemeinschaft hochhält. Auf den Plätzen, den geteilten Dachgärten und in den Mehrzweckräumen pulsiert das Leben im Playmobil-Massstab. Alle privaten Bereiche blendet das Modell weiß aus. So vermittelt es dem Laien eindringlich, wie viel die öffentlichen Räume für eine Stadt leisten. Noch anschaulicher ist der Ausschnitt einer Clusterwohnung, den die Kuratoren im Massstab eins zu eins ins Ausstellungsgebäude von Frank O. Gehry verpflanzt haben. Architektur bauen statt ausstellen: Die Küche ist möbliert, das Bad ausgerüstet, im Kinderzimmer steht das Ikea-Bett. Beim Besuch der Wohnungen vor Ort lernt man trotzdem mehr. Zudem drohen bei diesem Fokus auf das Physische, viele weiche Themen unterzugehen.

Gut darum, dass die Besucher im Obergeschoss mehr über die Finanzierung oder die partizipative Planung einiger Projekte erfahren. An einem Tisch können sie *«bolo'bolo»* spielen, ein Monopoly für Gutmenschen, benannt nach den autarken Siedlungen, von denen der Schriftsteller P. M. einst träumte. Das Spiel gewinnt, wer am meisten Erfahrungen sammelt. Eine utopische, aber prägnante Schlussbotschaft. Andres Herzog, Fotos: Mark Niedermann

Together! Die Neue Architektur der Gemeinschaft
Ausstellung im Vitra Design Museum, Weil am Rhein (D),
bis 10. September
Kuratoren: Ilka und Andreas Ruby; Daniel Niggli,
Mathias Müller
Katalog: 352 Seiten, Ruby Press, € 50.–



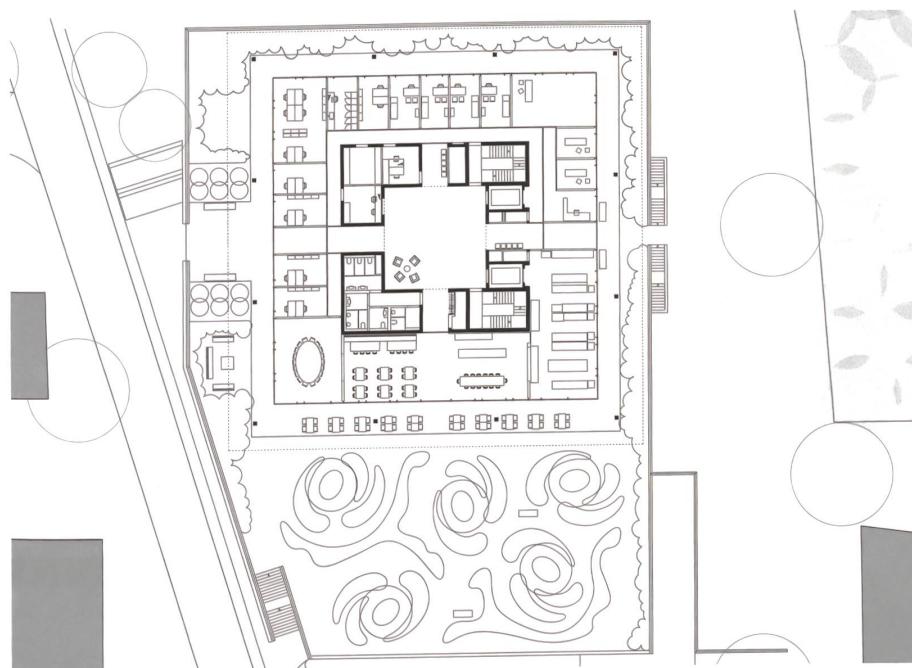
Klinik in Fläsch als grosser Stall. Der Holzeindruck täuscht, es ist Glasfaserbeton, sägeroh geschalt und eingefärbt.



Innenhof mit einem Keramikleuchter von Madlaina Lys.



Das Kranken- als Wohnzimmer mit Landschaftsblick.



Wie die Zimmer im Obergeschoss sind die Arbeitsplätze im Erdgeschoss im Kreis angeordnet, vorne das Restaurant mit Blumengarten.

0 10 20 m

Rätsel am Dorfrand

Was ist wohl unter dem grossen Dach im holzschimmernden Haus an Fläschs Dorfrand? Ein Stall, wie ihn die Landwirtschaftssubventionen in die Landschaft stellen? Oder ist es ein Genossenschaftsgartenhaus – die Genossenschafter halten es ja gerne mit Holz, wenn sie sich aufs Land wagen. Beides falsch – es ist ein Spital. Die Gemeinde stieg 2012 in den Poker für den neuen Standort einer Privatklinik für Orthopädie ein; sie konnte Ortsschönheit, Land im Baurecht, Verkehrsgunst und einen Gemeinderat anbieten, der flink die Planung organisieren würde. Man ist stolz auf das Tempo – gut vier Jahre dauerte es von der ersten Orientierung bis zur ersten Operation.

Die Architekten hatten zu versorgen: zwei Operationssäle mit Nebenräumen, Wach-, Behandlungs- und Sprechzimmer, eine Tagesklinik, 19 Krankenzimmer, ein Seminarraum und ein Restaurant mit Küche und Lagern. Arbeitsplätze für sechzig Menschen und Raum für 27 stationäre und etliche Tagespatienten. Dazu ein Grosspaket Haustechnik für die medizinischen Apparate, die Lüftungen, Heizungen, Kühlungen und gut vierzig Parkplätze. In einem ersten Anlauf präsentierten die Architekten ein steinernes Haus. Nach Einsprüchen und technisch bedingten Umordnungen entwarfen sie das Krankenhaus als quadratischen Körper unter einem Dachschirm mit königsblauer Untersicht. Er ist aus Beton gebaut und mit einer ungewöhnlichen Fassade verkleidet. Denn, was wie Holz erscheint, sind Elemente aus aubergine eingefärbtem Glasfaserbeton, aneinandergefügten und vor die tragende Betonfassadenschale gehängt. Die sägerohe Schalung und die Farbe hinterlassen die hölzerne Anmutung – die leichte Fassade ist eine Erfindung, entstanden mit dem Betonbauer Sulser in Trübbach.

Schmuckstück ist ein Innenhof als lichter, hoher Empfangsraum, eingetaucht in Himmelblau. Im ersten Stock sind die Patientenzimmer im Kranz angeordnet und im zweiten die Tagesklinik und die Operationssäle – alle Räume mit Landschaftsblick. Vor dem Haus schliesslich als dritter Merkpunkt ein grosser Garten auf dem Dach der Tiefgarage, in dem 136 einheimische Blumen, Gräser, Kräuter, Stauden, Bäume und Sträucher wachsen und eine Farbensymphonie aufführen werden. Köbi Gantenbein. Foto: Ralph Feiner

Klinik Gut Fläsch, 2017

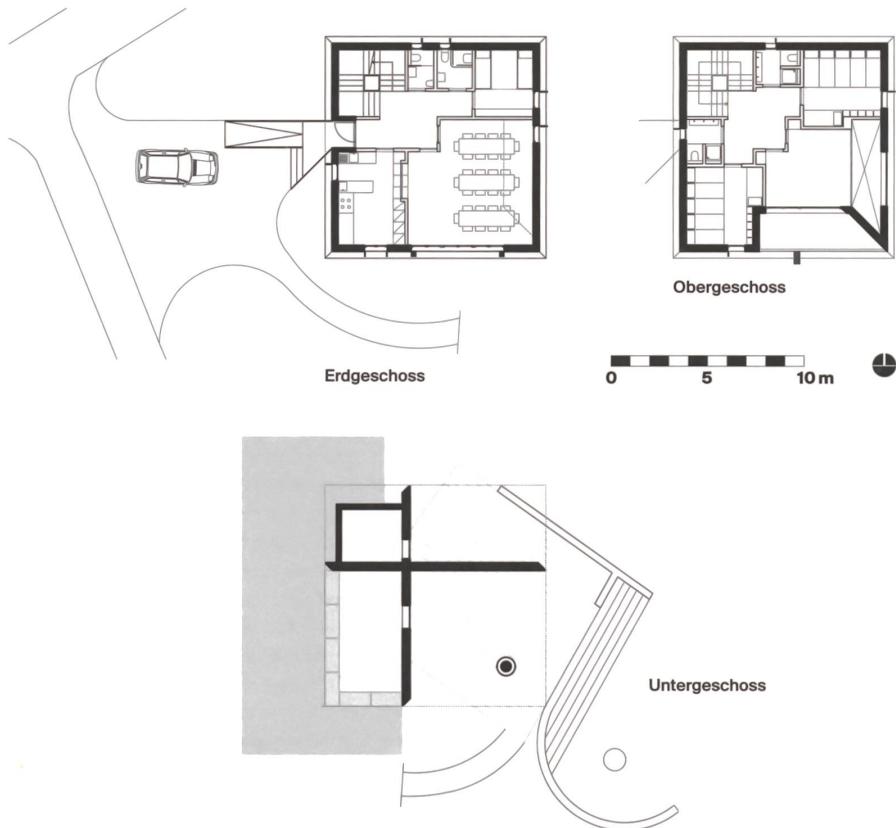
Steigstrasse 12, Fläsch GR

Bauherrschaft: ITW, Balzers (FL)

Nutzer: Klinik Gut, St. Moritz

Architektur: Bearch & Deplazes, Chur und Zürich, Valentin Bearch, Andrea Deplazes, Daniel Ladner, Alexander Kolbinger (Projektleiter)

Garten: Jane Bähr Landschaftsarchitekten, Kallern Bauingenieure: Caprez Ingenieure, St. Moritz Kosten: Fr. 35 Mio. (Baukosten Fr. 24 Mio., Medizin Fr. 6 Mio. und Einrichtung Fr. 5 Mio.)



Das Nicht-Hüsli

Hoch über dem Zürichsee schmiegt sich eine glänzende, hölzerne Box an den Waldrand. Es scheint fast, als wäre es dem Bauwerk unangenehm, dass ihm hier oben, wo weit und breit kein anderes Haus steht, die ganze Aufmerksamkeit zukommt. Tatsächlich befindet sich das Horgener «Pfadibus» außerhalb der Bauzone. Die Architekten wählten deshalb einen Ausdruck, der deutlich macht, dass es sich beim Bau in der Grösse eines Einfamilienhauses nicht etwa um ein solches handelt. Sind die Pfadfinder weg, gibt sich das Haus verschlossen. Nur ein einziges Fenster ist erkennbar. Im Hang balanciert der kubische Körper auf zwei sich kreuzenden Mauern und einer Stütze in Form eines Hinkelsteins. Dadurch gelangt man von der Strasse her ebenerdig ins Erdgeschoss. Außerdem erhält das Haus einen gedeckten Aussenraum, der für vieles genutzt werden kann, ohne dass er zur Ausnützung zählt.

Dass es die zulässige Grundfläche in dieser Zone voll auszunützen galt, spürt man zuweilen auch im Innern. Insbesondere in den beiden Aufenthaltsräumen. Ein schmaler Luftraum sowie eine Loggia verschaffen dem dichten Raumprogramm zwar etwas Luft, können aber ein Gefühl von Enge nicht verhindern beim Gedanken, dass sich da bis zu fünfzig Personen aufhalten können sollen. Doch mehr Platz gab es nicht: Sowohl die Grösse des Vorgängerbau als auch der Standort auf der Parzelle waren beizubehalten. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger dreht sich der Neubau jedoch leicht ab und orientiert sich so zum Wald wie auch zur offenen Landschaft. Das Thema der zweiseitigen Orientierung findet sich auch im Grundriss wieder. So richtet sich der eine Schlafraum im Obergeschoss zum Waldrand, der andere zur Aussicht auf die Glarner Alpen.

Wenn sich die Pfadfinder da für ein Wochenende einrichten, ist das von aussen deutlich ablesbar: Zur Seite geklappt geben die Holzelemente der Fassade preis, dass dieses Haus weit mehr als ein Fenster besitzt und durchaus auch wohnlich ist. Daniela Meyer, Fotos: Ralph Feiner



Pfadfinderheim vor Waldrand: Der Baukörper balanciert am Hang von Horgen. Die Hinkelstein-Stütze ist Kunst.



Farbe veredelt die günstigen Materialien, die aber noch spürbar sind.

Pfadibus Holzgasse, 2016

Holzgasse 5, Horgen ZH

Bauherrschaft: Stiftung Pfadihus H2O, Horgen

Architektur: Studio We, Felix Wettstein, Lugano

Auftragsart: Direktauftrag

Bauleitung: Stefan Schäppi, Horgen

Bauingenieur: Schällibaum Ingenieure, Wattwil

Kunst-und-Bau: Max Grüter, Zürich

Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 1,38 Mio.



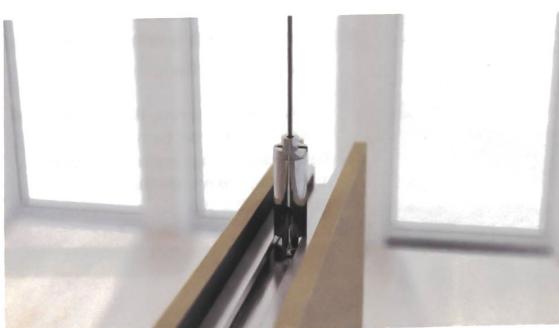
Adeco hat eine eigene Akustikkollektion entwickelt: einseitige Wandpaneelle.



Die freistehende Variante dämmt Lärm und teilt den Raum.



Es gibt die Paneele in 34 Farben, zusammengestellt von Eva Leuba vom Haus der Farbe.



Die fragile Abhängung der Schallschlucker.

Der Aufwand des Einfachen

Esther und Bernhard Scheuber führen mit 14 Leuten die Manufaktur Adeco in Mellikon bei Zurzach. «Radar», eine Möbellinie aus Aluminium, Wandtafeln, Flipcharts und weiteres, an der Wand hängendes Mobiliar gehören zu ihrem Angebot. Sie vertrieben auch klangschluckende textile Paneele, die an der Wand hängend ein Versäumnis von Architekten flicken – lärmige Räume. Adeco verlor deren Vertretung und machte sich auf, ein eigenes Produkt zu entwickeln, einen Schallschlucker: ansehnlich, damit er in schön ausgestatteten Räumen nicht abfällt, aus Holz konstruiert, abwaschbar und in der Schweiz herzustellen. Nun ist ja das Prinzip, wie Klang verschlucht wird, erfunden: In jedem Eisenbahnwagen hängen perforierte Platten, in Restaurants sind Akustiksegel oder textile Installationen bekannt. Wer noch etwas bieten will, bewegt sich in einem Arsenal voller erfundener Erfindungen.

Eine neue Collage von Bekanntem, hieß darum die Aufgabe. Bernhard Scheuber hat dafür eine Firma in der Schweiz gesucht, die konische 10-Millimeter-Löcher in eine MDF-Platte bohrt und dann die Platte mit einer Folie voller Löchlein, 0,3 Millimeter klein, bezieht. Hinter der Platte steckt Glaswolle, drei oder vier Zentimeter dick. Die Versuchsanordnung funktionierte – die Akustiker der Empa bescheinigten der so zu einem Sandwich gefügten Konstruktion, «hochwirksam in den tiefen Mittelfrequenzen» zu sein, also die Töne zu dämpfen, wie wir sie scharrend, schwatzend, telefonierend produzieren.

Funktionieren heißt auch: Es braucht Maschinen, die Folien mit 0,3-Millimeter-Durchlässen fertigen, es braucht Aluminiumprofile und Beschläge, um die Schallschlucker an die Wände zu hängen, auf den Boden zu stellen oder an der Decke zu befestigen. Damit die Paneele gefallen und gekauft werden, war auch Schönheitsarbeit nötig. Das dafür günstigste Mittel ist die Farbe. Die Innenarchitektin und Theatermalerin Eva Leuba vom Haus der Farbe in Zürich stellte, gründend auf fünf leuchtenden Lasuren in Rot, Grünblau, Violettblau, Orange und Gelb ein Spektrum von 34 Kunstharzfarben zusammen, so komponiert, dass alle miteinander kombinierbar sind. Den Entwurf bestimmten Scheubers und Leuba mit «geerdet, organisch, natürlich und weich». Diese kurze Geschichte lehrt, das hinter dem einfachen Produkt wie einem Schallschlucker ein Zusammenspiel von Ideen, Versuchen, Messungen und Entwürfen steht, ein Zusammenspiel, das eine Investition im oberen fünfstelligen Bereich fordert, bis aus der Idee ein brauch- und verkaufbares Möbel geworden ist. Köbi Gantenbein

Akustikpaneelsystem «Acoustic», 2017
Entwicklung und Herstellung: Adeco, Mellikon,
Esther und Bernhard Scheuber
Farbgebung: Eva Leuba, Haus der Farbe, Zürich
Erhältlich in beliebiger Abmessung, auch mit furnierten
oder mit Fotografien belegten Oberflächen.



Die verglaste Laube erschliesst die obere Wohnung.



Der blaue Salon hat eine englische Tapete wie einst.



Neu in alt: die Küche im Obergeschoss.



Dachgeschoss



Obergeschoss



Erdgeschoss

0 5 10 m



Schweres Krüppelwalmdach mit «Bernerründi». Das Haus am Tavelweg in Muri bei Bern erstrahlt in alter Frische.

Tiefgreifend behutsam erneuert

Das Haus in Muri bei Bern ist eines, wie es im Bernbiet viele gibt, mit Krüppelwalmdach und «Bernerründi». Speziell daran ist, dass es fast hundert Jahre wie in einer Zeitkapsel überdauert hat. Die letzten Eingriffe stammten vom Anfang der Zwanzigerjahre. Erbaut worden war es Mitte des 19. Jahrhunderts für zwei Familien, 1869 legte man Erd- und Obergeschoss zu einer Wohnung zusammen. Vor vierzig Jahren liess die Eigentümerin das Haus unter Denkmalschutz stellen, 2002 schenkte sie es der Burgergemeinde Bern, die es aber erst nach dem Tod der Schenkerin übernehmen konnte. Als die burgerliche Domänenverwaltung 2010 Zutritt erhielt, bot sich ihr «ein märchenhaftes Bild», denn die Zeit schien stehen geblieben zu sein. Weniger märchenhaft war der Zustand der Haustechnik, und es gab grosse Schäden an Dach, Gebälk und Mauerwerk.

Mit einem Vorschlag, der das Äussere unverändert liess und die grossen Eingriffe in der Mitte des Hauses konzentrierte, gewann das Büro 3B den Wettbewerb. Es gibt wieder zwei Wohnungen, die nun auch die Kammern im Dachgeschoss einbeziehen. Die untere Wohnung belegt das Erdgeschoss und die Hälfte des Obergeschosses, das man über die ursprüngliche Treppe erreicht. Die obere Wohnung – mit Eingang über die Laube an der Rückseite – belegt die andere Hälfte des Obergeschosses und das mit einer neu eingefügten Treppe erschlossene Dachgeschoss. Diese Treppe, der Sanitätkern und die Nasszellen und Küchen sind die Orte mit der grössten Eindringtiefe in die Substanz. Dabei gibt sich das Neue zwar als neu zu erkennen, doch verwendeten die Architekten Formen, Farben und Materialien, die auch sonst am Haus vorkommen.

Ansonsten setzten die Architekten zusammen mit der Denkmalpflege das Haus und den Garten weitgehend in den Zustand der Zwanzigerjahre zurück. Im Kontrast zur damaligen Atmosphäre steht der Eingangsbereich der unteren Wohnung, der mangels verwertbarer Quellen den Zustand um 1880 zeigt.

So behutsam die Sanierung im Ergebnis ist, so aufwendig waren die Arbeiten, um das Gebäude technisch zu ertüchtigen: Die Parkettböden und die Wandtäferungen hat man demontiert und wieder eingebaut, Balken aufprofiliert, Fenster aufgefräst und isolierverglast. Damit konnte das «märchenhafte Bild» bewahrt und das Haus für die Zukunft gesichert werden. Werner Huber, Fotos: Alexander Gempeler

Umbau und Sanierung Wohnhaus, 2016
Tavelweg 8, Muri bei Bern
Bauherrschaft: Burgergemeinde Bern
Architektur: 3B Architekten, Bern
Kosten: Fr. 2,2 Mio.

Den Klassiker modernisiert

«Hellseher» ragt wie eine Strassenlaterne empor: Die Form beansprucht keine Aufmerksamkeit für sich», hiess es 1999 in Hochparterres Dezemberausgabe in einer Rezension über die Leuchte der Neuen Werkstatt. «Das blendfreie Licht eignet sich zudem gut für Bildschirmarbeitsplätze.» Gut zwanzig Jahre später haben die Winterthurer Lichtmacher ihren Klassiker überarbeitet und mit LED-Technologie ausgerüstet, wie alle anderen Leuchten in ihrem Sortiment. Einiges ist aber gleich geblieben: «Hellseher» ist eine blendfreie Stehleuchte, die achtzig Prozent des Lichts indirekt abgibt und zwanzig Prozent direkt nach unten. Gefertigt ist sie aus Stahl und Aluminium und misst knapp zwei Meter.

Neu ist nebst der Lichttechnik auch das Organigramm der Neuen Werkstatt: Der Lichtgestalter und Konstrukteur Mike Helbling hat dieses Jahr die Geschäftsleitung übernommen. Vom Gründerteam ist noch Andreas Giupponi als Inhaber mit dabei. Der gelernte Feinmechaniker und Schmuckgestalter hatte die Lichtmanufaktur 1988 mit Christoph Dietlicher und Thomas Drack gegründet. Fertigten sie zu Beginn Möbel, Schmuck und Leuchten aus Metall, fokussierten sie später aufs Licht.

Wer ins Archiv steigt, erkennt in den frühen Entwürfen viele Details aus den Fertigungstechniken des Schmuckdesigns. Bereits damals entwarf die Neue Werkstatt nebst eigenen Produkten Sonderprojekte für Auftraggeber. Auch das ist bis heute geblieben: Für Architekten und Bauherren entwickeln sie Lichtkonzepte, begleiten Ausschreibungen, entwickeln und produzieren projektbezogene Leuchten und Lichtobjekte.

Lobenswert, wie umsichtig die neue Generation mit dem Erbe umgeht. Gut sichtbar wird das am neuen «Hellseher LED»: Zwar haben die Designer die Form des Klassikers komplett überarbeitet und den konstruktiven Aufbau von Grund auf neu entwickelt. Sie haben verschlankt, Kanten abgerundet und Radien den neuen Fertigungstechniken angepasst – der Vorgänger ist aber weiterhin klar ersichtlich.

Sogar die Ästhetik der einstigen vier FL-Röhren haben die Designer beibehalten: «Mit zweimal fünf Reihen LEDs und dem nicht leuchtenden Mittelteil wird diese Ästhetik aufgenommen und transformiert», sagt Mike Helbling. Diese Herangehensweise hat eine interessante Auswirkung auf die Langlebigkeit der Produkte: Wer bereits einen «Hellseher» besitzt und auf die neue Technologie umrüsten möchte, kann ganz einfach den Leuchtenkopf austauschen lassen. Lilia Glanzmann,

Foto: Catrin Schön

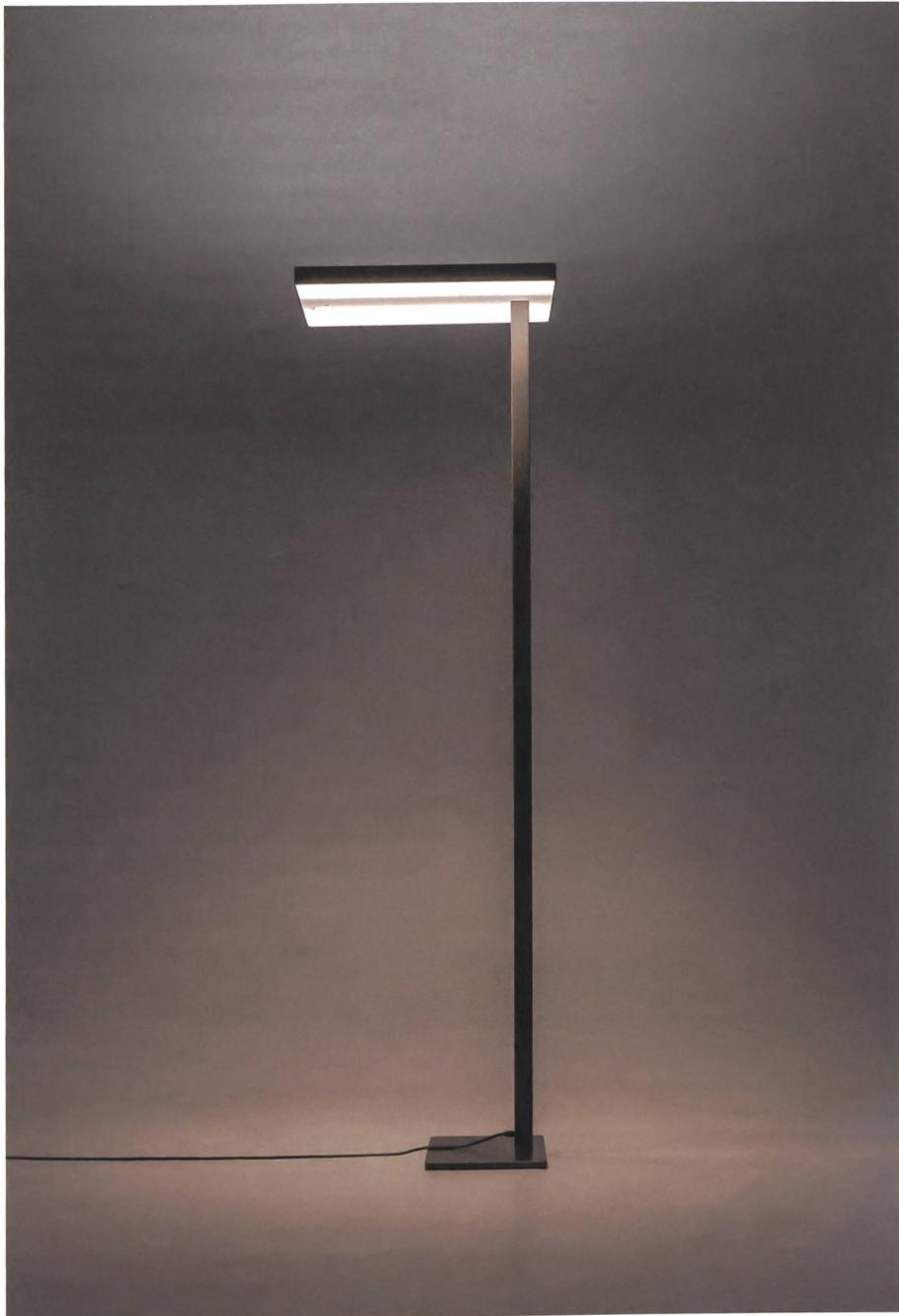
Leuchte «Hellseher LED», 2017

Design: Neue Werkstatt, Winterthur

Leuchtegehäuse: Stahl und Aluminium, pulverbeschichtet RAL oder satinvernickelt

Diffusoren: Acrylglas mit Mikroprismenstruktur und klar

Produktion: Neue Werkstatt, Winterthur



Der neue alte «Hellseher»: schlanker und weniger kantig, aber trotzdem ganz sein Vorbild.



Erneuerter Kopfbahnhof in St. Moritz.



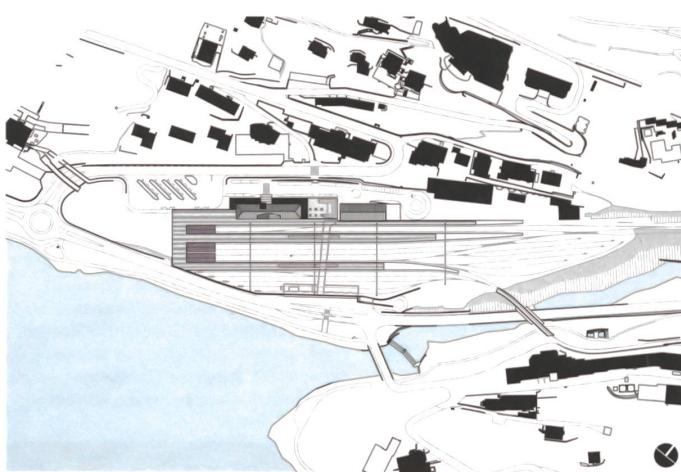
Im unteren Teil sind die Träger für das gefaltete Dach gestockt als Referenz an den alten Bahnhof.



Eine mit Steinen verkleidete Betonmauer schliesst die Bahnhofsterrasse gegen den See hin ab.



Unter den farbig in die Nacht leuchtenden Dächern aus Kunststoff werden die Lokomotiven parkiert.



Bahnhof St. Moritz – ein Podest für die Eisenbahn, komfortable Wege für die Passagiere.

Ein richtiger Bahnhof

Während hundert Jahren war der Bahnhof St. Moritz für die Passagiere eine Zumutung. Wer nicht auf Gleis 1 im Weltkurort ankam, musste seine Koffer durch Schluchten und eine düstere Unterführung schleppen – oder vom Hotelportier schleppen lassen. Beschwerlich war der Weg für jene, die mit dem Postauto nach Sils, Maloja und ins Bergell weiterreisten oder mit dem Zug Richtung Bernina und Puschlav.

Nun sind die Wege komfortabel. Über einen weit ausschwingenden Kopf, in dem die Lokomotiven unter einem grossen Dach aus Kunststoff ruhen, können die Passagiere ebenerdig zu Postauto und Ortsbus schreiten oder weiter zum Dorf. Die ganze Länge des Bahnhofs ist nun sein Eingang. Wie bei anderen Umbauten der letzten Jahre liess die Rhätische Bahn nicht allein die Ingenieure wirken, sondern holte Architekten ins Boot. Das ist auch eine Folge davon, dass die Bahn ein Unesco-Kulturerbe geworden ist. Adel verpflichtet zur gestalterischen Sorgfalt. Das haben die Bähnler schon bei den Umbauten von Scuol, Zernez oder Davos beherzigt.

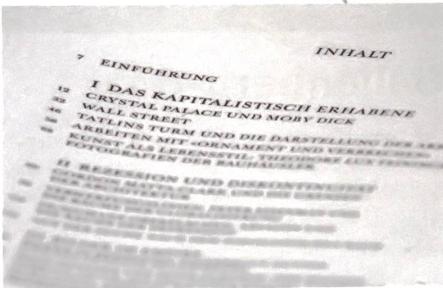
Bahnhofsbauen bleibt aber ein komplexes Zusammenspiel von Architekten und Ingenieuren. Es war in St. Moritz vorab kostspieliger Tief- und Anlagebau mit einer neuen Brücke über den Inn und einer Aufschüttung für neue Gleise, abgeschlossen mit einer steintapezierten Betonmauer. So hat der Bahnhof nun eine neue, kräftige Fassung – er steht auf einem Podest über dem See und hat von dort endlich auch einen anständigen Eingang. Auf dem Podest bleibt auch Platz für eine Kanzel mit Bergblick. Deren Bänkli hat ein Guerillero des heimeligen Geschmacks aus Baumstämmen gesägt und hingestellt, nachdem der Architekt Maurus Frei schon zu Hause war.

Voll zum Zug kam dieser dafür beim Design der Perrondächer. Drei 300 Meter lange Plastiken aus weissem Beton sind zu gespreizten V-Formen gefaltet. Gut geraten ist die Verbindung des fast hundert Jahre alten Stationshauses mit der neuen Anlage. Hier das Alte, da das Neue, verbunden übers gestalterische Detail. Die Säulen des Perrondachs sind im unteren Teil gestockt, sich vor den Natursteinarbeiten der alten Station verbeugend.

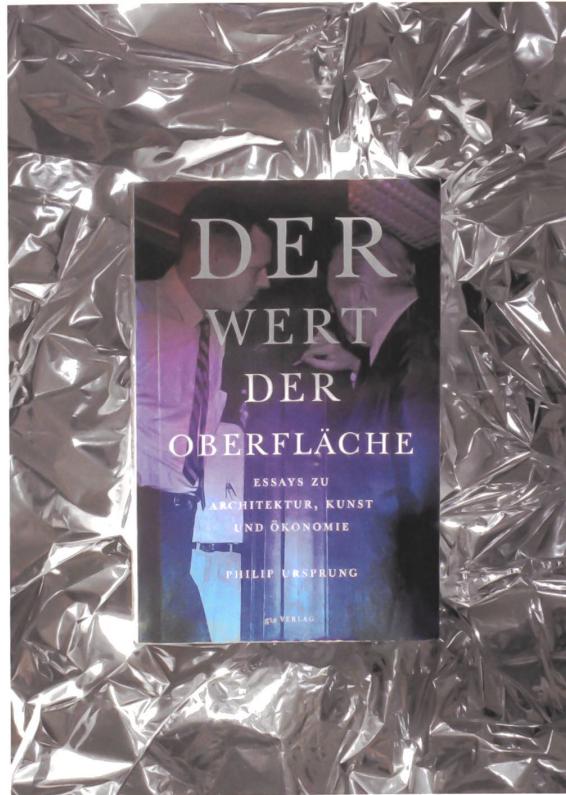
Im Innern der Station sind die Schalter statt aus Glas nun aus Arvenholz mit geschnittenen Kreuzmustern. Der ehemalige Güterschuppen ist umgebaut zu Pausenräumen für die Bähnler. Eingepackt ist das alte Holzhaus in eine wuchtige Betonrampe, über die künftig wohl die Panzer der Schweizer Armee zur Bahnhofsverteidigung auffahren. Köbi Gantenbein, Fotos: Ralph Feiner

Bahnhof St. Moritz, 2016

Bauherrschaft: Rhätische Bahn, Chur
Ingenieure: DSP Ingenieure & Planer, Greifensee, Toscano, Chur
Architektur: Maurusfrei Architekten, Chur
Baukosten: Fr. 65 Mio.



Gewichtig in Versalien:
der Inhalt.



Spiegelungen der Oberflächen auf spiegelndem Grund.



Viel Weissraum ...



... und sorgsame
Bildwahl zwischen
Philipp Ursprungs
Essays zu Architektur,
Kunst und Ökonomie.

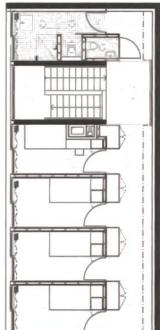
Spiegelungen der Oberflächen

Ein Schlüssel zu diesem Buch ist das Design seines Titelblatts: Ein alt gewordener Meisterarchitekt fährt mit seinem Stift über ein Baudetail am Modell des Seagram Buildings. Ein Assistent schaut skeptisch zu. Nimmt man das Buch zur Hand, spiegelt sich das Bild in sich selbst, die weiss aufgedruckten Buchstaben des Titels verschwinden im Silberglanz und sind plötzlich wieder da. Rück- und Vorspiegelung von Tatsachen und Meinungen, unerwartete Verbindungen und spielerische Effekte sind die Konstruktionsprinzipien von *«Der Wert der Oberfläche. Essays zu Architektur, Kunst und Ökonomie»*.

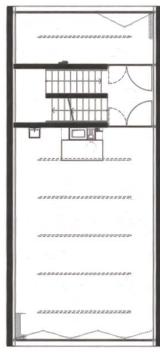
Philip Ursprung, ETH-Professor für Architektur- und Kunstgeschichte, packte dafür 14 Aufsätze seines Denkens, Redens und Schreibens zusammen. Vielseitig verspiegeln sie die Welt. Zu lesen ist von der «Spurensuche im sozialistischen Raum» – eine packende Reportage über die Arbeiten des DDR-Fotografen Reinhart Mende. Ich las sie am liebsten. Zu lesen ist über den «Crystal Palace und Moby Dick» – eine tollkühne Verbrüderung des Architekten Joseph Paxton mit dem Walfänger Käpt'n Ahab. Ich schmunzelte am meisten. Zu lesen sind auch «Verwerfungslien. Peter Eisenman und die Räume der Globalisierung», einen in sich selbst verstrickten Text, nach dessen Lektüre ich nun weiß, wie kompliziert bedeutungsschwer Architektur für einen Supermarkt sein kann, aber nicht begreife warum.

Der *«Wert der Oberfläche»* ist das elegante Verspiegeln von allem mit allem. In fast jedem der 14 Beiträge steigt Ursprung hinab in die Tiefe seiner Erfahrungen und verknüpft sein reiches Leseleben. Kühn verbindet er damit ökonomische Tatbestände und Theorien und bleibt so ab und zu stecken. Was ist denn nun Professors Zeitdiagnose? Was seine Analyse und Kritik gesellschaftlicher Zustände? Was gar ist die Perspektive, das Geländer für die Reise ins Übermorgen? Doch was die Welt im Innersten zusammenhält, erfahren wir gewiss in seinem nächsten Buch. Köbi Ganterbein, Fotos: Guillaume Musset

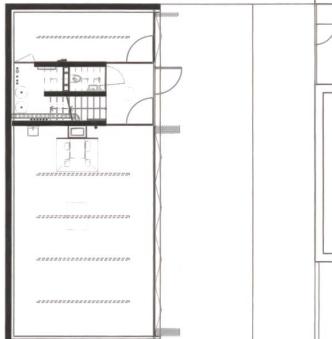
Der Wert der Oberfläche
Essays zu Architektur, Kunst und Ökonomie
Autor: Philip Ursprung
Lektorat: Oona Lochner
Gestaltung: Elektrosmog, Zürich
Format: 15,1x22,7 cm, Broschur, 232 Seiten
Verlag: GTA, Zürich 2017
Preis: Fr. 29.– bei www.hochparterre-buecher.ch



2. Obergeschoss



1. Obergeschoss



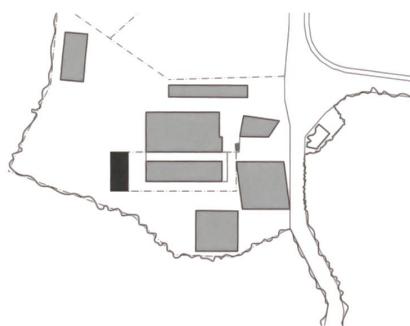
Erdgeschoss



Der Kubus steht selbstbewusst auf der Parzelle, wo sonst Holz dominiert, bauen die Architekten mit Beton.



Die Schmiedewerkstatt im Erdgeschoss ist das Herzstück des Erweiterungsbaus.



Die Box im hinteren Bereich des Eingangs West.

Ballenberg-Box

Die Funken sprühen, die Esse glüht, rhythmisch schlägt der Hammer auf den Amboss – die neue Schmiedewerkstatt des Kurszentrums Ballenberg ist im Erdgeschoss eines Erweiterungsbaus untergebracht, im kubischen Betonbau des Architekturbüros Bauart. Er steht selbstbewusst im hinteren Bereich des Eingangs West. «Die bestehenden Gebäude im Eingangsbereich sind sehr unterschiedlich», sagt Yorick Ringeisen, der das Projekt geleitet hat. «Wir versuchten deshalb, durch Eigenheit zu einem Gesamtbild zu finden.» So spielt auch die Materialisierung mit Kontrasten: Wo sonst Holz dominiert, bauten die Architekten mit Beton. Die grobkörnige Struktur des gestockten Betons fügt sich gut in die Natur, der verwendete Kies stammt aus einem Steinbruch im benachbarten Hofstetten.

Die Schmiedewerkstatt mit Esse im Erdgeschoss ist das Herzstück des Gebäudes. Konstruktiv war sie eine Herausforderung, galt es doch, die Schläge des Lufthammers abzufedern: «Damit sie sich nicht aufs Gebäude übertragen, entkoppelten wir das Ganze vom Fundament», sagt Ringeisen. Wichtig war den Architekten, im ganzen Haus Bezüge nach aussen zu schaffen. Im Erdgeschoss lässt sich die Glasfront gegenüber dem bisherigen Kurszentrumbau vollflächig öffnen. Im ersten Obergeschoss ist eine verglaste Fensterfront des Kursraums gegen das Freilichtmuseum ausgerichtet und macht den geöffneten Raum zu einer Art Loggia im Wald. Im zweiten Obergeschoss, auf dem vier Zimmer für die Kursleiter untergebracht sind, schauen die Fenster gegen Westen Richtung Sonnenuntergang.

Für die Innenräume der beiden oberen Etagen haben die Architekten traditionelle Materialien wie Lehm und Lärchenholz verwendet. Im Kursraum im ersten Obergeschoss steht ein Ofen, der ihn zu einem neuzeitlichen Kaminzimmer werden lässt. Die vier Gästezimmer im zweiten Obergeschoss sind einfache Zellen mit einem Bett, einem Stuhl und einem Tischchen. Charmantes Detail: Die Vorhänge sind aus alten Leintüchern zusammengenäht, die dem Raum eine entrückte Atmosphäre verleihen, wenn das Licht durch die Stoffe scheint und die Webstruktur und gestickte Initialen zum Vorschein bringen.

Interessant ist der markante Bauart-Kubus auch im historischen Kontext des Freilichtmuseums: Als minimalistische «Swiss Box», mit der die Schweizer Architektur der späten Achtziger- und frühen Neunzigerjahre weltbekannt geworden ist, zeigt er den Besucherinnen auf dem Ballenberg auch ein Stück aktuelle Schweizer Baugeschichte.

Lilia Glanzmann, Fotos: Alexander Gempeler

Erweiterungsbau Kurszentrum Ballenberg, 2017

Hofstetten bei Brienz, BE

Bauherrschaft: Stiftung Heimatwerkschule Ballenberg

Architektur: Bauart Architekten und Planer, Bern

Auftragsart: Wettbewerb auf Einladung, 2014

Bauleitung: Eggenschwiler Baumanagement, Interlaken

Kosten: Fr. 1,5 Mio.